

# Russland und der Vergleich zwischen Imperien. Einige Anknüpfungspunkte

Jürgen Osterhammel

## SUMMARY

### Jürgen Osterhammel: Russia and the Comparison between Empires

The Russian Empire usually occupies its settled place within dichotomies of East vs. West and land-based vs. continental empires. The article tries to transcend these conventional constraints. It situates the Russian empire within a broader range of neighboring cases including China, the Muslim empires and also frontier expansion in the Western hemisphere. In a comparative perspective, several features which appear to be uniquely Russian or Eastern European lose their distinctiveness. Thus, notions of Russian exceptionalism are opened for reconsideration.

## I.

Auch Vergleiche sind selten von olympischer Ausgewogenheit. Sie verlangen oft die Entscheidung für einen bestimmten „Sehepunkt“, die nicht nach Wertkriterien (im Sinne etwa eines expliziten oder impliziten „Eurozentrismus“), sondern als Konsequenz aus methodischen Interessen und subjektiver Kompetenz getroffen wird. Der Westeuropahistoriker, der nach Osten blickt, wird nicht so verwegend sein, einen vollkommen symmetrischen Vergleich anzustreben. Umgekehrt ist dasselbe richtig. Wenn Spezialisten für die Geschichte Osteuropas russische imperiale Formen in vergleichender Hinsicht betrachten wollen, werden auch sie von dem für sie Nahen ausgehen, um das Fernere dazu in Beziehung zu setzen. Die Perspektive, von der aus *dieser* Beitrag entworfen wird, ist schwer zu bestimmen: nicht ost-europäisch, nicht west-europäisch, nicht gesamt-europäisch, erst recht nicht „außer“-europäisch, und auch nicht „global“ – letzteres wäre ver-

messen. Vor dem Hintergrund einer solchen Indeterminiertheit des Sehepunktes wäre etwa zu fragen:

1. Wie europäisch waren die von Russland aus aufgebauten Imperien?
2. Wie „osteuropäisch“ waren die westeuropäischen Überseereiche?
3. Gibt es einen gesamt-europäischen Typus eines „neuzeitlichen“ Imperiums, der sich von *nicht*-europäischen imperialen Formen signifikant unterscheidet?

Die dritte Frage mag ungewöhnlich klingen, ist aber durchaus berechtigt, denn nur ein sehr enger Begriff des „modernen“ Imperiums, der ein unmittelbares Junktim mit Industrialisierung voraussetzt, wird die Möglichkeit solcher „vormoderner“ Imperien in anderen Zivilisationen als der europäischen ausschließen. „Imperium“ an sich ist ein universalgeschichtlicher Begriff.

Die dritte Frage übersteigt die Möglichkeiten eines knappen Kommentars. Die zweite Frage wiederum würde empirische Untersuchungen darüber voraussetzen, ob in Theorie und Praxis der westeuropäischen Imperien Elemente der russischen Imperiumsbildung einbezogen wurden, Untersuchungen, die es leider noch nicht gibt. Zur ersten Frage lassen sich hingegen einige Beobachtungen skizzieren.

In den 1970er Jahren interessierte man sich – damals ganz besonders in der Bundesrepublik – für „Imperialismus“ als einer besonders dynamischen Phase der europäischen Welteroberung zwischen etwa 1860 und 1914.<sup>1</sup> Es ging im Anschluss an ältere und neuere Theorien des Imperialismus darum, diese Welteroberung zu *erklären*. Wenn bald Einigkeit darüber erzielt wurde, dass der Erste Weltkrieg nicht primär aus imperialen Motiven *entstanden* war, so liefen all diese Analysen doch auf den August 1914 zu und führten chronologisch selten darüber hinaus. Damals wurde erstaunlich wenig vergleichend argumentiert – mit zwei Ausnahmen: einigen immer noch grundlegenden Aufsätzen von Wolfgang J. Mommsen sowie Dietrich Geyers Buch *Der russische Imperialismus* von 1977.<sup>2</sup> Geyer hatte bereits 1973 in einem Aufsatz in der Wittram-Festschrift „Russland als Problem der vergleichenden Imperialismusforschung“ auf die Tagesordnung gesetzt.<sup>3</sup> Sein Buch ist kein expliziter Vergleich, bereitet aber, gewiss im Detail diskussionsbedürftig, den Fall des späten Zarenreiches in mustergültiger Weise für einen möglichen Vergleich auf. Kein anderes Buch aus der deutschen Imperialismuskonversation hat Dietrich Geyers Werk, das keineswegs nur Russlandinteressierte ansprach und erreichte, an analytischer Stringenz übertroffen.

Das Interesse am so genannten *Hochimperialismus* erlosch dann bald, nur noch einmal mit großer internationaler Resonanz neu angefacht im Jahre 1990 durch die Interpreta-

1 Vorzüglich als knappe Übersicht: A. Porter, *European Imperialism 1860–1914*, Basingstoke 1994.

2 W. J. Mommsen, *Der europäische Imperialismus. Aufsätze und Abhandlungen*, Göttingen 1979; ders., *Das Britische Empire. Strukturanalyse eines imperialistischen Herrschaftsverbandes*, in: HZ 233 (1981), S. 317–61; D. Geyer, *Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang zwischen innerer und auswärtiger Politik 1860–1914*, Göttingen 1977.

3 D. Geyer, *Rußland als Problem der vergleichenden Imperialismusforschung*, in: R. von Thadden/G. von Pistohlkors / Hellmuth Weiss (Hg.), *Das Vergangene und die Geschichte. Festschrift für Reinhard Wittram zum 70. Geburtstag*, Göttingen 1973, S. 337–68.

tion des britischen Imperialismus als Folge eines *gentlemanly capitalism* durch Peter Cain und Anthony G. Hopkins.<sup>4</sup> Aber diese Interpretation war nicht komparativ gemeint; sie war ein solch spezifisch britischer Ansatz, dass er keine übergreifenden Fragestellungen hervorzubringen schien und über den Kreis von Historikern der britischen Expansion hinaus wenig beachtet wurde. Heute ist das Thema des Imperialismus vor 1914 weit in den Hintergrund getreten, obwohl gewiss noch längst nicht alles dazu gesagt ist. Wenn im frühen 21. Jahrhundert Imperialismus, also eine besondere Form von aggressiver Dynamik im internationalen Umfeld, historische Aufmerksamkeit findet, dann dort, wo es um die aggressiven Neo-Imperialismen der 1930er und 1940er Jahre geht: den japanischen, den italienisch-faschistischen und den deutsch-nationalsozialistischen Imperialismus. Diese drei Versuche militärischer Reichsbildung und rassistischer Hierarchisierung waren allesamt bis 1945 in einem Krieg, der zweifellos ein Krieg zwischen Imperien war, gescheitert. Sie stehen in einem deutlichen Gegensatz zu den Status-Quo-Imperien der gleichen Epoche, die arrondiert und saturiert waren und in härter werdenden Zeiten defensiv zu überleben suchten. Denn nach der Übernahme der Völkerbundsmandate um 1920 expandierten das britische und das französische Reich nicht mehr und erst recht nicht jene Kolonialreiche, hinter denen keine Großmächte, sondern kleine Besitzstandswahrer standen (wie die Niederlande, Portugal oder Belgien). Auch die Sowjetunion scheint zu diesem zweiten Typus zu gehören, nachdem sie Anfang der 1920er Jahre ihre einstweiligen Grenzen expansiv gesucht und gefunden hatte.<sup>5</sup>

Warum sich das Interesse von Imperialismus auf Imperien verlagert hat, soll uns hier nicht aufhalten.<sup>6</sup> Es ist aber eine durchaus konsequente Verschiebung schon aus einfachem Grunde. Ein Imperium lässt sich, etwa in Abgrenzung von einem Nationalstaat oder einem Stadtstaat, relativ leicht definieren, und man spart sich endlose Debatten um den ideologisch aufgeladenen Begriff des Imperialismus, wenn man darunter mit Michael Doyle zunächst nichts anders als die Gesamtheit aller Aktivitäten versteht, die zu Aufbau und Sicherung eines Imperiums führen.<sup>7</sup>

Als Imperiumsforschung tritt heute ganz Verschiedenes auf:

- mikrohistorisch und „postkolonial“ geht es etwa um Identitätsbildung und Widerstand in Situationen von Fremdherrschaft und kultureller Fremdbestimmung;<sup>8</sup>
- makrohistorisch wird nach dem wechselnden Verhältnis von Zentren und Peripherien innerhalb von Imperien gefragt, nach Herrschaftsordnungen und Strukturen

4 P. J. Cain / A. G. Hopkins, *British Imperialism*, 2 Bde., 2. Aufl., London 2001.

5 J. Osterhammel, *Imperien im 20. Jahrhundert. Eine Einführung*, in: *Zeithistorische Forschungen* 3 (2006), S. 4-13.

6 Daneben entwickelten sich die kolonialen Studien in wachsender Selbständigkeit, vgl. etwa F. Cooper, *Colonialism in Question: Theory, Knowledge, History*, Berkeley/Los Angeles/London 2005, S. 33-55.

7 M. W. Doyle, *Empires*, Ithaca/London 1986, S. 19. Vgl. auch J. Osterhammel, *Imperien*, in: G. Budde / S. Conrad / O. Janz (Hrsg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006, S. 56-67.

8 Allerdings ist in dieser Richtung eine spezifisch imperiale Perspektive nicht leicht fassbar. Überblicke sind: R. J. C. Young, *Postcolonialism. A Very Short Introduction*, Oxford 2003; M. do Mar Castro Varela / N. Dhawan (Hrsg.), *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld 2005.

wirtschaftlicher Integration, nach Bedingungen von Stabilität und Destabilisierung;<sup>9</sup>

- Neo-Polybianer suchen epochenübergreifend nach allgemeinen Bewegungsgesetzen und Stufenmodellen von Imperien;<sup>10</sup>
- Mythomachen sehen die Welt der Gegenwart vom unentrinnbaren Wirken eines (meist mit den USA identifizierten) Prinzips von „Empire“ beherrscht.<sup>11</sup>

Nach dem 11. September 2001 und den folgenden markigen Doktrinen und Taten des amerikanischen Präsidenten gab es eine große, literarisch geschickt vermarktete Aufregung um das angebliche Weltreich der letzten Supermacht. Mittlerweile segelt die Eule der Minerva gelassener um den Globus. Nach dem Ende sämtlicher europäischer Reiche ist auch von dem befürchteten amerikanischen Neu-Rom wenig zu sehen. Also kann die Stunde der Historiker schlagen.

Was ist bisher womit verglichen worden? Es ist eine Binsenweisheit, dass es mindestens zwei Selektionsprinzipien für sinnvolle Vergleiche gibt. Zum einen können „ganze“ Fälle, also etwa Nationalstaaten oder Imperien über einen längeren Zeitraum hinweg *dann* sinnvoll verglichen werden, wenn ein gewisser Grundstock elementarer Gemeinsamkeiten besteht. Zum Beispiel kann man Han-China mit dem gleichzeitigen Imperium Romanum, also etwa im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, recht gut „synchron“ vergleichen, aber etwa zwischen dem britischen Empire in der Epoche Disraelis und Gladstones und dem China derselben Zeit klaffen solch große strukturelle Unterschiede, dass ein Vergleich große Umsicht erfordern würde. Zum anderen wird man sich bei einer größeren Zahl und Varianzbreite der Fälle eher auf bestimmte Aspekte und Gesichtspunkte beschränken, also Partialvergleiche ohne Totalitätsanspruch anstreben. Für die erste dieser beiden Möglichkeiten gibt es gelungene neue Beispiele im Vergleich des spanischen Kolonialreiches in Süd- und Mittelamerika mit den englischen bzw. britischen Kolonien in Nordamerika, einschließlich der beiden Unabhängigkeitsprozesse.

Wenn man hier nicht den Vergleich als Selbstzweck behandelt, sondern Probleme lösen will, dann wäre dies etwa die Frage, warum das ökonomisch und machtpolitisch relativ schwache Spanien sein kontinentalamerikanisches Reich fast ein halbes Jahrhundert länger halten konnte als Großbritannien, die erste Großmacht der Epoche, das seinige. Sir John Elliott hat einen solchen, stets auf Probleme historischer Erklärung bezogenen Vergleich meisterhaft durchführt.<sup>12</sup> Für den zweiten Frageansatz existiert eine eher breit gestreute Literatur, zum Beispiel in der Geschichte des kolonialen Rechts oder auch in der vergleichenden Genozidforschung, bisher selten unter Einbeziehung Russlands. Einen interessanten Mittelweg (oder auch eine Kombination von beidem) hat Dominic Lieven mit seinem Buch *The Russian Empire and its Rivals* gewählt, dessen Stärke darin

9 Die wichtigsten Themen fasst zusammen: Ch. S. Maier, *Among Empires: American Ascendancy and Its Predecessors*, Cambridge, Mass. 2006, S. 19-140.

10 H. Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005.

11 M. Hardt / A. Negri, *Empire*, Cambridge, Mass./London 2000.

12 J. H. Elliott, *Empires of the Atlantic World: Britain and Spain in America 1492–1830*, New Haven 2006.

liegt, dass ein erfahrener Russlandhistoriker auch über andere Imperien sehr viel weiß und dieses Wissen analytisch zu nutzen versteht.<sup>13</sup>

## II.

Es gibt keinen *an und für sich* darstellbaren Forschungsstand, Theorieapparat oder Fra-geschematismus einer sich über die einzelnen Fälle erhebenden allgemeinen „verglei-chenden“ Imperiumsforchung; es ist auch nicht sicher, ob wir derlei brauchen.<sup>14</sup> In die-sem Beitrag wird bescheidener argumentiert. Neun Thesen sollen umrisshaft Antworten auf die Frage geben, wo eine noch stärkere Einbeziehung des Zarenreiches die verglei-chende Betrachtung von Imperien voranbringen könnte. Diese Frage ist für die Impe-rienforschung fundamental. Denn das Zarenreich – und dasselbe gilt selbstverständlich auch für die Sowjetunion – ist räumlich wie zeitlich ein solch kolossaler Brocken der neueren Weltgeschichte, dass sich ein Imperienvergleich *ohne* seine Berücksichtigung gar nicht rechtfertigen lässt.

### 1)

Auffällig ist zunächst eine gewisse *Gleichzeitigkeit* der Bildung von Imperien. Dabei ge-hört das Russländische Reich, sofern man es mit der moskovitischen Eroberung des Kha-nats von Kazan 1552 beginnen lassen will,<sup>15</sup> zu den neuzeitlichen Imperien der ersten Generation. Es ist selten einfach, präzise zu sagen, wann die Geschichte eines Imperiums beginnt. Aber deutlich ist doch ein weltweiter imperialer Aufbruch im 16. Jahrhundert, der in einem großen Bogen von Nordindien bis Mexiko reichte. Zwischen etwa 1520 und 1570 wurden das Mogulreich in Indien, das safavidische Reich im Iran und das spa-nische Reich in Amerika gegründet. Portugal überzog große Teile des maritimen Asien mit Handelsstützpunkten, das Osmanische Reich eroberte seine maximalen Grenzen und Ivan IV. unterwarf mit Kazan einen souveränen Staat nicht-russischer Prägung. Man hat zumindest die islamischen Reiche dieser Zeit als „gunpowder empires“ bezeichnet.<sup>16</sup> Das erschöpft die Sache selbstverständlich nicht ganz, weist aber darauf hin, dass es sich um ein euro-asiatisches Gesamtphänomen handelt. Zwischen den einzelnen Expansi-onsvorgängen bestanden Zusammenhänge, die erst wenig bekannt sind. Das Bild einer Kettenreaktion, die von Portugiesen und Osmanen ausgelöst wurde, ist nicht ganz unzu-

13 D. Lieven, *Empire: The Russian Empire and Its Rivals*, London 2000; auch schon ders., *The Russian Empire and the Soviet Union as Imperial Polities*, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995), S. 607-36.

14 Einen bedenkenswerten Vorschlag einer formalen Terminologie unterbreitet: A. J. Motyl, *Revolutions, Nations, Empires: Conceptual Limits and Theoretical Possibilities*, New York 1999; ders., *Imperial Ends: The Decay, Col-lapse, and Revival of Empires*, New York 2001.

15 So etwa G. Hosking, *Russia: People and Empire*, Cambridge, Mass. 1997, S. 3.

16 W. H. McNeill, *The Age of Gunpowder Empires, 1450–1800*, in: M. Adas (Hrsg.), *Islamic and European Expansion: The Forging of a Global Order*, Philadelphia 1993, S. 103-39. Der Begriff geht auf den Islamhistoriker Marshall G. S. Hodgson zurück.

treffend, vereinfacht das Bild jedoch sehr. Die russische Reichsbildung jedenfalls begann an der Peripherie dynamischerer Kräfte und wurde früh von dem Bestreben getragen, Großmacht unter Großmächten zu sein.

Ein weiteres Beispiel für beobachtete, freilich damit noch nicht erklärte Synchronizität ist das 18. Jahrhundert, in dem im östlichen Eurasien gleich drei große imperiale Potenzen aktiv waren: das Zarenreich mit seiner Südexpansion unter Katharina II. und der intensivierte Erschließung Sibiriens, Großbritannien mit dem Aufbau territorialer Herrschaft in Bengalen und anderen Teilen Indiens und China unter der mandschurischen Qing-Dynastie, als zeitweise stärkste Kraft, die sich die Mongolei einverleibte, Tibet erstmals in die Reichsverwaltung einbezog und sich in großen Feldzügen riesige Teile des muslimischen Innerasien unterwarf.<sup>17</sup> Diese imperiale Konkurrenz ging außerhalb des europäischen Großmächtesystems vonstatten, gehorchte aber, besonders zwischen Russland und China, Gleichgewichtsregeln, die den innereuropäischen nicht ganz unähnlich waren. Eine dritte Phase konzentrierter Gleichzeitigkeit, allerdings nicht ausschließlich in imperialer Hinsicht, waren übrigens die Jahre kurz nach 1900, als es zwischen 1905 und 1911 in Russland, dem Iran, dem Osmanischen Reich, schließlich auch China (und Mexiko) zu Revolutionen kam, nach denen die alten Autokratien entweder verschwanden oder zumindest nicht mehr völlig zum alten *status quo* zurückkehren konnten. Damit war unweigerlich eine Schwächung imperialer Kohäsion verbunden.

2)

Imperien schaffen einander *Umwelten*. Dies ist eine etwas andere Umschreibung für die vertrautere „inter-imperiale Rivalität“. Die wohlbekanntesten Formen solcher Rivalität müssen hier nicht geschildert werden, also aus russischer Sicht etwa der Dauerantagonismus zum Osmanischen Reich, das wechselhafte Verhältnis zur Habsburgermonarchie oder das *great game* mit Großbritannien in Asien während des gesamten 19. Jahrhunderts. Es ist aber mehr als bloße Rivalität (und deswegen die komplizierte Redeweise von der Schaffung einer Umwelt), dass das British Empire im 19. Jahrhundert eine einzigartige Primatstellung unter den Imperien erlangte und zur Umwelt aller imperialen Umwelten wurde. Dies bedeutete nicht unbedingt, dass es das militärisch stärkste unter den Imperien war. Im Gegenteil unterhielt das Empire außerhalb Indiens gar keine größeren stehenden Heere. Es war aber nahezu überall auf der Welt präsent: auf den Meeren und an den Küsten durch die *Royal Navy* (die im Krimkrieg sogar Sankt Petersburger bedroht hatte) und ihre zahlreichen Flottenstützpunkte, auf Exportmärkten durch die Produkte seiner Industrie, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch durch seine wohl organisierte Finanzkraft, durch seine fortgeschrittene Technologie (etwa im Eisenbahnwesen), durch das größte Konsulatsnetz der Welt, nicht zuletzt durch Emigranten und Siedler in Nordamerika und Ozeanien. Jeder, der in dieser Situation expandieren wollte, stieß

17 Grundlegend das monumentale Werk: P. C. Perdue, *China Marches West: The Qing Conquest of Central Eurasia*, Cambridge, Mass./London 2005.

irgendwo auf britische Interessen. Oft konnte man sich mit ihnen arrangieren (etwa als Kreditnehmer), aber sie waren eben unausweichlich.

Weil das British Empire nicht bloß ein Imperium *neben* anderen war, auch kein alles beherrschendes Superimperium, aber doch eine nahezu allgegenwärtige Gegebenheit, lässt es sich *als ganzes* nicht mit anderen Imperien vergleichen, allenfalls mit den USA und ihrer Hegemonialstellung im 20. Jahrhundert. Keines der anderen Imperien schuf eine auch normativ – wie im britischen Fall durch die Freihandelsdoktrin und ein stark britisch gefärbtes Völkerrecht – fundierte Welt-Ordnung, selbst die Sowjetunion nicht, die sich immerhin bis zu ihrer Afrikapolitik der 1970er Jahre an so etwas wie Revolutionsexport versuchte. Das britische imperiale System, das weit mehr umfasste als die formellen Kolonien der Krone, war bis zum Ersten Weltkrieg ein Bedingungsfaktor der russischen Reichsexpansion, nicht zuletzt dadurch, dass es wichtige asiatische Nachbarn wie das Osmanische Reich und Japan – wie indirekt auch immer – stützte.

3)

Vieles spricht dafür, die alten geopolitischen Kategorien von Landreichen und Seerichen nicht zu vernachlässigen: Behemoth und Leviathan. Dieser Kontrast ist ideologisch stark aufgeladen worden und wurde schon zur Zeit der Schlacht von Trafalgar 1805 mit Vorstellungen von einem Weltbürgerkrieg befrachtet. Ein solches Denken, als Zeitdiagnose um die Jahrhundertwende prägnant bei dem britischen Geographen Halford Mackinder formuliert, erreichte einen Höhepunkt in der deutschen Geopolitik der 1920er und 1930er Jahre, etwa bei Karl Haushofers eurasischen Bündnisphantasien und bei Carl Schmitt, der dem deutsch geführten Kontinentalblock die Rechtfertigung in seinem Kampf gegen die liberal-kapitalistischen Westmächte zu liefern versuchte.<sup>18</sup> Das alles muss man wegräumen, um mit dem Land-Meer-Gegensatz analytisch arbeiten zu können. Dann bleibt vor allem zweierlei: Auf der einen Seite war – darauf wies Mackinder bereits 1904 hin – vor dem Zeitalter der Eisenbahn die Integration von Imperien zur See einfacher zu bewerkstelligen als diejenige sehr großer Kontinentalmassen. Um 1850 war Kalifornien von New York aus per Schiff um Kap Horn schneller zu erreichen als auf dem transkontinentalen Landweg; Ähnliches galt für Nordasien. Auf der anderen Seite scheint die Distanzierung durch die Ozeane Sezessionen und andere Autonomiebestrebungen erleichtert zu haben. Jedenfalls hat eine überseeische Lokalisierung die Herausbildung kreolischer Eliten befördert, sie aber keineswegs zwingend gemacht: Niemand stand so loyal zum British Empire wie die Kolonialbriten in Neuseeland. Imperial engagierte Großmächte waren bis in die Zeit der Dekolonisation hinein imstande, ihre Macht über große Seedistanzen zu projizieren (der britisch-argentinische Krieg um die Falklandinseln/Malwinas von 1882 war dafür das letzte Beispiel), sonst hätten die

18 C. Schmitt, Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung, Leipzig 1942; vgl. zu dieser für die Imperialgeschichte wichtigen Denkströmung R. Sprenkel, Kritik der Geopolitik. Ein deutscher Diskurs, Berlin 1996; G. Parker, Western Geopolitical Thought in the Twentieth Century, London 1985. Mackinders klassischer Text: H. J. Mackinder, The Geographical Pivot of History, in: Geographical Journal 23 (1904), S. 421-37.

Imperien weniger lange überdauert. Auch sind geographische Distanz oder die Existenz „natürlicher“ Grenzen nicht immer bessere Voraussetzungen für die Herausbildung anti-imperialer Identitäten als terrestrische Kontinuität. Bis in die Revolutions- und Kriegsjahre nach 1775 hinein fühlte sich die koloniale Elite in Massachusetts oder Virginia „britisch“ und daher im Verhältnis zu England nur graduell „anders“.<sup>19</sup>

So verliert der Gegensatz also rasch seine Schärfe. Es gab einige *reine* Landimperien wie das Mogulreich und China, das im Grunde zwischen dem 15. und dem späten 20. Jahrhundert über keine brauchbare (Kriegs-) Marine verfügte. Aber selbst die osmanische Flotte war zeitweise durchaus respektabel, und das Zarenreich baute bis zum Russisch-japanischen Krieg von 1904/05 eine nach außen hin nicht unbeträchtliche Marinepräsenz in der Ostsee, im Schwarzen Meer und im Nordatlantik auf. Umgekehrt waren eigentlich nur die Handelsimperien der Portugiesen und der Niederländer (vor allem im 17. Jahrhundert) typologisch unvermischte *seaborne empires*. Spanien beanspruchte in Amerika die Souveränität über Imperien, welche die Fläche des Mutterlandes um ein Vielfaches übertrafen. Das Gleiche galt am Ende des 19. Jahrhunderts für Frankreich in Nordwestafrika, und das British Empire schloss mit Indien, Kanada und Australien drei der größten geschlossenen Landgebiete der Erde ein. Ihre Verwaltung hatte mit *Seeherrschaft* nichts zu tun. Indien blieb bis 1947, was es immer schon gewesen war: ein agrarisches Imperium, das kontinentale Herrschaftstechniken zwingend erforderlich machte.

4)

Bestand die Ausnahmestellung des British Empire in seiner zeitweiligen Dominanz einer im wesentlichen freihändlerischen Weltwirtschaftsordnung sowie in seinem Erfolg bei der Ermöglichung neo-britischer Siedlerstaaten in Übersee, die allesamt früher als Europa wirkliche Demokratien wurden, so scheint die *Exzeptionalität des Zarenreiches* in seiner Stellung zwischen Europa und Asien zu liegen. Nun ist es kein objektives Datum, sondern eine Frage „kultureller Konstruktion“, wo man das so genannte Fremde beginnen lässt: aus russischer Sicht im 19. Jahrhundert vielleicht in der kasachischen Steppe und am Fuße des Kaukasus. Auch hier sind wieder mehrere Schichten der Ideologisierung abzutragen, etwa der gesamte russische Eurasien-Diskurs seit dem frühen 18. Jahrhundert. Was man dann freilegt, ist ein Begriff von Eurasien, der es erlaubt, die strenge Dichotomie von Okzident und Orient zu überwinden.

Gewiss waren solche Grenzen oft weit mehr als nur von fingiertem oder symbolischem Charakter. In der habsburgischen Militärgrenze auf dem Balkan oder in den russländischen Befestigungen gegen die Reitervölker der Steppe gewannen sie unübersehbar materielle Gestalt. Wenn man aber Eurasien als einen übergreifenden Analyserahmen betrachtet – und damit von allzu ängstlich kleineuropäischen Geschichtskonstruktionen abrückt, dann verliert der Name „Asien“ seinen je nachdem positiv oder negativ besetzten Beiklang, und es wird möglich, das Zarenreich und das Qing-Imperium (oder auch

19 Ein schönes Beispiel bei G. S. Wood, *The Americanization of Benjamin Franklin*, New York 2004.



das heutige Russland und China) oder das Zarenreich und das Osmanische Reich strukturell miteinander zu vergleichen. Da es eigentlich keine besondere *asiatische* Form von Reichen gibt und sich die imperiale Erfahrung Westeuropas ebenfalls nicht in einem einheitlichen Typus Westeuropas, der etwa Portugal und Großbritannien zusammenfassen würde, bündeln lässt,<sup>20</sup> ist es auch wenig sinnvoll, von einem „Doppelcharakter“ oder einer „Janusköpfigkeit“ des zarischen Imperiums zu sprechen. Gemeint könnte etwas anderes sein: eine riesige ethnische und religiöse Vielfalt im voll expandierten Zarenreich, die sich nur mit derjenigen im multikontinentalen britischen Empire vergleichen ließe. Diese Vielfalt bestand selbstverständlich auch im westlichen Teil des Reiches, das in einem keineswegs uniformen Sinne „europäisch“ war.

5)

Wie wichtig war es, dass die *politischen Systeme* in den imperialen Zentren sich deutlich voneinander unterschieden? Die Abstände zwischen Autokratie, parlamentarischer Monarchie (wie in Großbritannien) oder Republik (wie in Frankreich nach 1871/78) verringern sich beim Blick von den jeweiligen Peripherien aus. Mit Ausnahme der britischen Dominions, wo die einheimische Bevölkerung, wenn überhaupt, nur sehr begrenzte Bürgerrechte genoss, waren Kolonialgebiete aller Art prinzipiell autoritär verfasst. Trotz mancher Unterschiede im Detail wurden Vietnam, Indien oder Russisch-Turkestan ähnlich regiert. Der oft für das Zarenreich reservierte Begriff der „Autokratie“ könnte staats-typologisch ebenso auf Indien nach der Übernahme der britischen Krone 1858 angewendet werden. Hier herrschte der Vizekönig, der nur effektiv kontrolliert wurde, wenn das Indienministerium in London ausnahmsweise mit einer starken Persönlichkeit besetzt war, mit nahezu unumschränkter Gewalt, gestützt auf eine britische Bürokratie und beraten durch subsidiäre Körperschaften, von denen keine bis 1909 auch nur minimal als repräsentativ bezeichnet werden kann. In einer Siedlerkolonie wie Algerien war das repräsentative Element deutlich stärker. Aber repräsentiert wurden selbstverständlich nicht die arabischen Algerier, sondern die weißen (französischen, italienischen, spanischen) *colons*. Aus der Sicht der Einheimischen war dies keineswegs eine günstigere Lage. In Siedlerkolonien, auch im British Empire, konnten sie nicht von jenem Minimum an patriarchalischer Fürsorge profitieren, zu dem Autokratien gelegentlich fähig sind. Sofern Imperien monarchisch verfasst waren, hatten sie gegenüber einer Republik wie Frankreich den Vorteil, aus der wohl inszenierten Symbolik kaiserlicher oder königlicher Oberherrschaft schöpfen zu können. Die meisten Untertanen an der Peripherie bekamen den Herrscher nie zu Gesicht. Queen Victoria, seit 1876 auch noch *Empress of India*, setzte niemals den Fuß in ihre Kolonien (mit der Ausnahme Irlands), aber sie konnte sich durch Prinzen, Vizekönige und Gouverneure vertreten lassen und auf diese Weise jene „scenarios of power“ auf die Bühne bringen, die Richard Wortman für das Zarenreich

20 Auch die neueste Gesamtdarstellung betont eher die Varianten als die Gemeinsamkeiten: H. L. Wesseling, *The European Colonial Empires, 1815–1919*, Harlow 2004.

untersucht hat.<sup>21</sup> Das hat viele Untertanen nicht beeindruckt oder nicht interessiert, war aber in Gesellschaften, die an Könige und Häuptlinge gewöhnt waren, immerhin noch wirkungsvoller als die manchmal bizarren Bemühungen der Französischen Republik, *La France* propagandistisch zu einer nährenden Mutter ihrer farbigen Kinder zu stilisieren. Später übertrieben es die Japaner, als sie in ihren Kolonien, also Taiwan und Korea, die Beachtung ihres kompletten shintoistischen Kaiserkults zu erzwingen versuchten. Die Ausgestaltung der Herrschaftsapparate *unterhalb* der Spitze ließe sich ebenfalls gut vergleichen. *Indirect rule* mit ihren mannigfachen Schattierungen war in jedem dieser Imperien unerlässlich und wurde im Russländischen Reich in mannigfachen Formen praktiziert. Auch das Qing-Imperium setzte in Innerasien ein breites Spektrum von Instrumenten indirekter Herrschaft ein, das viele Berührungspunkte mit ähnlichen Methoden von Russen und Briten aufweist. Wichtige Parameter sind der Grad der kolonialen Bürokratisierung und die Chance für Einheimische, im Herrschaftsapparat aufzusteigen. Solche Chancen waren etwa in Algerien und Vietnam bis zum Ende der Kolonialzeit nahezu gleich null, beträchtlich hingegen in Britisch-Ceylon (Sri Lanka) oder auf den US-amerikanischen Philippinen. In den zentralasiatischen Sowjetrepubliken mögen in den letzten Jahrzehnten der UdSSR die Mobilitätschancen ebenfalls ungewöhnlich hoch gewesen sein; an der Spitze des Herrschaftsapparates standen dort vorwiegend Einheimische. Nicht eine ethnisch definierte Elite – wie in den westeuropäischen Imperien zumindest des 19. Jahrhunderts – hielt die Union zusammen, sondern eine universalistische Einheitspartei.

## 6)

Wenn es darum ginge, ein Imperium zu definieren, wäre die Existenz einer *Frontier*, also einer beweglichen Siedlungsgrenze als Kontaktzone zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen, ein wichtiges Definitionsmerkmal. Alle Imperien, in denen es nicht allein um Handel, sondern auch um agrarische Landnahme geht, haben eine solche Frontier ausgebildet. Besonders ausgeprägt war sie in Nordamerika, daneben in Argentinien, Südafrika, der Inneren Mongolei und im Zarenreich, etwa im Wolgagebiet und in Kasachstan, wo die Abwehr von Reiternomaden sich durchaus mit bestimmten Phasen der Indianerkriege in Amerika vergleichen lässt.<sup>22</sup> Frederick Jackson Turners berühmte These, seither vielfach kritisiert und modifiziert, an der Frontier hätten sich die Besonderheiten der (nord-) amerikanischen Zivilisation herauskristallisiert, lässt sich vermutlich nicht unmittelbar auf das Zarenreich übertragen. An der russländischen Frontier entstand weniger Neues als an der nordamerikanischen. Sie war auch weniger städtisch

21 R. S. Wortman, *Scenarios of Power: Myth and Ceremony in Russian Monarchy*, 2 Bde., Princeton 1995–2000.

22 Unterschiedliche Frontier-Typen innerhalb des Zarenreiches arbeitet heraus: A. J. Rieber, *The Comparative Ecology of Complex Frontiers*, in: A. I. Miller / A. J. Rieber (Hg.), *Imperial Rule*, Budapest 2004, S. 177–207. Für die weniger bekannten Frontiers in Asien vgl. R. Amitai / M. Biran (Hrsg.), *Mongols, Turks, and Others: Eurasian Nomads and the Sedentary World*, Leiden 2005. Vgl. allgemein auch Ch. Marx, *Grenzfälle. Zu Geschichte und Potential des Frontierbegriffs*, in: *Saeculum* 54 (2003), S. 123–43.

geprägt als die Westexpansion der USA; immerhin entstanden eine Metropole wie Chicago und viele andere spätere Großstädte als solche *frontier towns*. Die Ideologisierung der Frontier als Ort der kollektiven Selbstwerdung scheint in Russland nicht ganz so weit getrieben worden zu sein wie in den USA, obwohl es manche aufschlussreichen Parallelen gibt. Wichtiger war und blieb wohl eine orientalistische Interpretation der verschiedenen Frontiers als Zonen eines asymmetrischen Kulturkontakt, bei dem sich die „höhere“ russische Zivilisation zu bewähren schien.<sup>23</sup>

Auch reale Gemeinsamkeiten und Unterschiede könnten mit Gewinn diskutiert werden. Die kosakischen Gesellschaftsbildungen zum Beispiel scheinen in Nordamerika kein unmittelbares Gegenstück zu finden, eher an südamerikanischen Frontiers. Auch bei den Attacken gegen die Bergvölker des Kaukasus sieht man trotz einiger Ähnlichkeiten wichtige Unterschiede zu den nordamerikanischen Indianerkriegen. Anders als die Indianer Nord- und Südamerikas hatten die vom Zarenreich bedrängten Völker Zentralasiens immerhin die – oft minimale – Chance, dritte Verbündete oder zumindest aufnehmende Exilländer zu finden. Den nordamerikanischen Indianern war die Flucht selbst nach Kanada versperrt. Die Kaukasusvölker jedoch waren in Netze islamischer Solidarität eingesponnen und konnten zumindest mit der Aufnahme im Osmanischen Reich rechnen. In der Zange zwischen Zarenreich und sino-mandschurischem Imperialismus waren die Spielräume der zentralasiatischen Völker gegen Ende des 18. Jahrhunderts eng geworden. Doch es war einigen von ihnen noch eine ganze Weile möglich, zwischen den beiden großen Reichen zu lavieren. Mehrere von ihnen entrichteten bis 1864 sowohl an Russland wie an China Tribut. Seit 1820, als der Zugriff Chinas auf Xinjiang nachließ, brachen dort sowie knapp jenseits der Reichsgrenze in Kokand unter der muslimischen Bevölkerung Aufstände aus, bis 1878 wurden immer wieder Versuche zu eigenständigen muslimischen Staatsbildungen zwischen den Imperien unternommen.<sup>24</sup> Mit Ausnahme mancher Völker Sibiriens konnten sich die Opfer der zarischen Expansion Handlungsspielräume erhalten, die den Indianern Nordamerikas verschlossen waren. Die Konflikte an den Frontiers des Zarenreiches waren auch weniger solche zwischen Populationen auf unterschiedlicher „Entwicklungsstufe“ (was sie in Nordamerika im 19. Jahrhundert wurden) als ein Zusammenprall von verschiedenartigen Gesellschaftsformen und Ethnien. Das Gebiet, auf dem sich der Frontier-Prozess vollzog, verwandelte sich „from a frontier zone of nomads and Cossacks to an imperial realm of farmers and bureaucrats“ und von einer türkisch-mongolischen Welt in eine multiethnische Sphäre unter slavischer Dominanz.<sup>25</sup>

23 Vgl. S. K. Frank, „Innere Kolonisation“ und Frontier-Mythos, Konstanz 2004 (= Kulturwissenschaftliches Forschungskolleg „Norm und Symbol“. Diskussionsbeiträge, Nr. 43); vgl. auch M. Bassin, Turner, Solovev, and the „Frontier Hypothesis“: The Nationalist Significance of Open Spaces, in: *Journal of Modern History* 65 (1993), S. 473-511; A. Jersild, *Orientalism and Empire: North Caucasus Mountain Peoples and the Georgian Frontier, 1845–1917*, Montreal / Kingston 2002.

24 J. Forsyth, *A History of the Peoples of Siberia: Russia's North Asian Colony, 1581–1990*, Cambridge 1992, S. 130; Jersild, *Orientalism* (wie Anm. 23), S. 36.

25 W. Sunderland, *Taming the Wild Field: Colonization and Empire on the Russian Steppe*, Ithaca 2004, S. 223.

Es ist nachrangig, ob man das Ergebnis eine „innere Kolonie“ oder ein „Grenzland“ nennt – da diese Gebiete nicht unter Sonderverwaltung standen, sondern der russländischen Staatsordnung eingegliedert waren, spricht dabei manches gegen den Kolonie-Begriff. In den USA und an den Frontiers Südamerikas hatten solche multiethnischen Sphären flüchtigeren Bestand und wichen „weißer“ Übermacht. Wichtig für unseren Zusammenhang ist, dass hier eben nicht Westeuropa mit seinen Überseegebieten, sondern die raumfüllend dynamische Gesellschaft der USA, in dieser Hinsicht selbst ein Imperium, den am besten geeigneten Vergleichsfall bietet.

7)

Unter den vielen möglichen Vergleichsachsen ist es eine besonders interessante, inwieweit Imperien die *kulturelle Homogenisierung* („Russifizierung“, „Germanisierung“, „Japanisierung“, usw.) – wenn man will die Nationalisierung – der Reichsbevölkerung betrieben.<sup>26</sup> In der Frühen Neuzeit kam niemand auf eine solche Idee, selbst im gläubenseifrigen Spanien nicht. Eine vereinheitlichende *mission civilisatrice* wurde in Europa (in China ist der Gedanke älter) erst in der napoleonischen Zeit erdacht und praktiziert.<sup>27</sup> Die damalige französische Besatzungsherrschaft in Italien liefert dafür bereits ein ausgeprägtes Beispiel. Im British Empire wurden ähnliche Konzepte um diese Zeit stärker religiös-protestantisch aufgeladen. Zahlreiche, wenn auch nicht alle (Belgien z. B. nicht) Kolonialmächte fühlten sich im Lauf der Zeit zu einem rationalisierenden und den kontrollierenden Zugriff stärkenden Vorgehen gegen Sonderkulturen berechtigt oder gar verpflichtet. Man findet dergleichen auch seit der Tanzimat-Epoche im Osmanischen Reich – und eben im zarischen Imperium, offenbar mit der besonderen Note, als gesamthafter Beauftragter der europäischen Zivilisation das Licht des Okzidents im Osten verbreiten zu wollen.<sup>28</sup>

Es müsste vergleichend untersucht werden, wie stark sich solche Programme mit der Zeit in Indien, in Algerien und eben auch im Russländischen Reich anti-islamisch aufluden. Zeitgenössische Kommentatoren sahen etwa gewisse Parallelen zwischen der Niederwerfung des algerischen Aufstandes unter Abd-el Kader und dem Krieg gegen die Kaukasusvölker unter ihrem Führer Shamil.<sup>29</sup> Der Islam wurde in den Imperien Russlands, Großbritanniens und Frankreichs, außerdem im holländischen Indonesien sowie in China, wo zwischen 1855 und 1873 Muslimumstände ganze Provinzen erfassten, als gefährliche

26 Mit grundsätzlichen Begriffsklärungen: R. Vulpius, Nationalisierung der Religion: Russifizierungspolitik und ukrainische Nationsbildung 1860–1920, Wiesbaden 2005.

27 Vgl. für die Vielfalt der Formen: B. Barth / J. Osterhammel (Hrsg.), Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005.

28 M. Bassin, Imperial Visions: Nationalist Imagination and Geographical Expansion in the Russian Far East, 1840–1865, Cambridge 1999, S. 57.

29 M. Gammer, Muslim Resistance to the Tsar: Shamil and the Conquest of Chechnia and Daghestan, London 1994; R. Danziger, Abd al-Qadir and the Algerians: Resistance to the French and Internal Consolidation, New York 1977.

Bedrohung gesehen, zumal als sich eine panislamische Solidarität zu formieren begann und auf diese Weise neue inter-imperiale Kontakte entstanden.<sup>30</sup>

8)

*Imperiale Peripherien* können zu mancherlei Konkretem nützlich sein. Sie können zum Beispiel – wie Sibirien, Xinjiang im Chinesischen Reich, Australien für die Briten und Cayenne oder Neu-Kaledonien für Frankreich – Abladeplätze für Kriminelle, Oppositionelle und andere unerwünschte Personen bereitstellen. Vor allem haben sie auch stets irgendeine ökonomische Bedeutung. Das wird in der heutigen stark kulturalisierten Empireforschung oft abgetan, hat aber stets eine hohe Bedeutung für die Überlebensfähigkeit und Funktionsweise von Imperien besessen. Auch wenn Imperien selten primär um des Profits willen aufgebaut wurden, so galt doch stets die Regel, dass sie sich finanziell selbst tragen sollten: *empire on the cheap*. Das führt zu Überlegungen über Ressourcenextraktion, die Rolle des kolonialen Staates als Tributeintreiber und Organisator von Produktion. Manche Kolonien, etwa das silberfördernde (heute so genannte) Bolivien, Saint-Domingue (Haiti) vor 1791 oder im 19. Jahrhundert Indonesien waren immens lukrativ, viele andere lagen unterhalb der Minimalschwelle für Ausbeutbarkeit. Hier wären für Imperien qualitative wie quantitative Bilanzen aufzustellen und miteinander zu vergleichen.

Das Russländische Reich entsprach im späten 19. Jahrhundert insofern eher einem „östlichen“ als einem „westlichen“ Typus, als seine Modernisierungsprojekte – wie viele in China und dem Osmanischen Reich – teilweise durch ausländisches Kapital fremdfinanziert wurden. Als „koloniale“ Rohstoffökonomie mit bedeutenden gesamtimperialen Wirkungen ließe sich jedoch allenfalls die Erdölförderung in und um Baku beschreiben. Wenige Imperien, am ehesten das spanische und das japanische, waren in hohem Maße ressourcenbasiert, und nur im japanischen Fall war die *Suche* nach Rohstoffen eine wichtige Triebfeder der Expansion. Das Zarenreich fällt vor allem dadurch aus dem allgemeinen Rahmen, dass die produktive Leistungsfähigkeit einiger Peripherien, etwa Polens, nicht geringer und in mancher Hinsicht sogar größer war als die des Kernlandes; nur im Verhältnis der europäischen Provinzen des Osmanischen Reiches zu Anatolien findet sich eine ähnliche Struktur inverser Asymmetrie.

9)

Haben Imperien, genauer: ihre Eliten, voneinander *gelernt*? Auf jeden Fall haben sie sich gegenseitig genau beobachtet und daraus praktische Schlüsse für die Stärkung der jeweils eigenen Position gezogen. Gelernt haben sie im Positiven wie im Negativen. So war es ein stehender Topos des britischen imperialen Selbstentwurfs, den Niedergang des portugiesischen oder des holländischen Imperiums in Asien auch auf den angeblichen Verlust abendländischer Charakterstärke, etwa in den sexuellen Beziehungen zu den Ein-

30 Vgl. etwa A. Özcan, *Pan-Islamism: Indian Muslims, the Ottomans and Britain (1877–1924)*, Leiden 1997.

heimischen, zurückzuführen. Dergleichen müsse vermieden werden. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gab es dann eine regelrechte internationale Wissenschaft von der kolonialen Administration, in die manche wechselseitigen Übernahmen einfließen und deren Träger anfangs die geographischen Gesellschaften waren, die in allen Imperialmächten ein großes öffentliches Gewicht erlangten.

Inwieweit russische Beiträge zur kolonialen Herrschaftskunst in Westeuropa Beifall fanden, müsste wohl noch untersucht werden. Russland hatte seit der Unterdrückung des polnischen Novemberaufstandes 1830/31 in den liberalen Kreisen Westeuropas keinen guten Ruf, und selbst die westlichen Konservativen bildeten sich ein, feinfühligere Politik zu machen als ihre russischen Gesinnungsfreunde. In der Ära Witte gewann das Zarenreich durch seinen heroischen Eisenbahnbau neuen Respekt als Kolonisator, die russische *pénétration pacifique* der Mandschurei erwies sich aber in der Folge des chinesischen Boxeraufstandes von 1900 als gar nicht so friedlich und trug zu Wiederbelebung des Bildes vom tapsigen „Bären“ bei. Die westliche Russophobie verlief in langen Wellen. Vermutlich haben sich westliche Kolonial- und Imperialpraktiker *selten* ein Beispiel am Zarenreich genommen. Es gab eine gewisse Grundsolidarität der sich selbst so nennenden „zivilisierten Welt“, doch aus britischer oder französischer Sicht traute man der „zivilisierenden“ Kompetenz Russlands weniger zu als der eigenen. Oft erschien Russland sogar, wie Mark Bassin formuliert hat, als „an anti-European empire“.<sup>31</sup> Wenn auch auf russischer Seite eine solche Einschätzung um sich griff und die singuläre Rolle des Zarenreiches als „natürliche“ Hegemonialmacht in Asien betont wurde, dann verminderten sich die Möglichkeiten für Annäherungen und konvergente Vergleiche erheblich. Russland ließ sich sogar zum „sanften“ Kolonisator stilisieren, der die blutigen Greuel der welterobernden Westeuropäer vermieden habe – eine Vorstufe zur sowjetischen Zufriedenheit mit eigenen „Nationalitätenpolitik“.<sup>32</sup>

### III.

Die Geschichte der Imperien eignet sich nicht besonders gut für Diskussionen innerhalb einer konventionellen Osteuropa-Westeuropa-Polarität. Sie muss von einem „dritten“ Standpunkt ausgehen. Imperien sind keine europäische Erfindung. Es gab in der Frühen Neuzeit sehr komplex organisierte und machtpolitisch starke asiatische Imperien. Sie alle gerieten während des 19. Jahrhunderts in die Defensive. Im frühen 20. Jahrhundert baute Japan dann wiederum ein zunächst sehr erfolgreiches Imperium auf, das keineswegs nur eine Kopie westlicher Vorbilder war. China ist bis heute ein *imperialer Nationalstaat* ungefähr in den Grenzen von 1760.<sup>33</sup> Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich in

31 M. Bassin, Geographies of Imperial Identity, in: D. Lieven (Hrsg.), The Cambridge History of Russia. Bd. 2: Imperial Russia, 1689–1917, Cambridge 2006, S. 45–63, hier 51, 63 f.

32 Ebd., S. 53.

33 Grundsätzlich zur typologischen Abgrenzung von Imperium und Nationalstaat: J. Osterhammel, Expansion und Imperium, in: P. Burschel u. a. (Hrsg.), Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard zum 65. Geburtstag am 10. April 2002, Berlin 2002, S. 371–92, hier 382–84.

Eurasien – in Amerika schon früher – Nationen *innerhalb* von Imperien formuliert. Diese Prozesse zeigten zwei miteinander verflochtene und aufeinander reagierende Aspekte: Auf der einen Seite entwickelten von Irland über Polen bis Vietnam und Korea imperiale Peripherien einen zentrifugalen and anti-imperialistischen Nationalismus, dessen Ziel die Stabilisierung der Nation als Nationalstaat war. Auf der anderen Seite folgten imperiale Herrschaftseliten einer Strategie der Stärkung des ethnisch-nationalen Kerns der Titularnation.<sup>34</sup> War die zweite Tendenz einstweilen stärker und eine gewisse „Integrationschwelle“<sup>35</sup> wurde überschritten, dann konnten sich Imperien „nationalisieren“ (ein Extremfall wäre China). Ansonsten trennten sich Metropole und Peripherien, so etwa im Falle Österreichs und der Türkei nach dem Ersten Weltkrieg. Die Konsolidierung des Kerns konnte also in einer eher inklusiven oder einer eher exklusiven Fluchtlinie liegen. Eine Frage, die vergleichend diskutiert werden sollte, ist diejenige nach der Neukonstituierung von Imperien *nach* großen Krisen und Kriegen. Nicht nur die „niedergehenden“ Reiche erlebten und überstanden solche Herausforderungen: China den Taiping-Aufstand (1850–64) und die beiden Opiumkriege (1839–42, 1858–60), das Osmanische Reich den Russisch-türkischen Krieg von 1877. Das British Empire geriet 1857 in Indien und 1900 in Südafrika unter stärksten Druck, das Russländische Reich im Krimkrieg und dann wieder 1904/05 im Krieg gegen Japan, die Habsburgermonarchie 1848/49 und 1866 nach seiner Niederlage gegen Preußen. In jedem einzelnen dieser Fälle versuchten die Herrschaftseliten durch Umbau des Imperiums eine neue Basis für die Zukunft zu finden. Großstaaten aller Art bestanden *als Imperien* weiter, solange sie sich nicht zu einem gleichberechtigten Föderalismus mit einheitlicher Staatsbürgerschaft weiterentwickelten. Mit der zögerlichen Ausdehnung von *citizenship* (was immer das unter nicht-konstitutionellen Bedingungen heißen mochte) stand das später Zarenreich übrigens keineswegs hinter den westeuropäischen Kolonialmächten zurück, die vor dem Ersten Weltkrieg nicht daran dachten, ihre „farbigen“ Untertanen in Staatsbürger zu verwandeln.<sup>36</sup> Nur das British Empire mit seiner Vielfalt von Dominions, Protektoraten, Kronkolonien kannte eine vergleichbare Varianzbreite der Abstufungen von Kontrolle und Autonomie, die im Zarenreich etwa bis zum Sonderstatus für Finnland reichte: ein Maß an *home rule*, das die Iren vergeblich anstrebten.<sup>37</sup>

Die imperiale Perspektive wirft auch ein kritisches Licht auf allzu abendländisch-reduktionistische Vorstellungen von Europa, das sich letztlich in gerader Linie aus Athen, Rom und Jerusalem herleiten lasse. Michael Borgolte hat vor kurzem ein solches Abendlandbild für das Mittelalter wirkungsvoll dekonstruiert.<sup>38</sup> In der Neuzeit hielten bei mehreren

34 So für das Russländische Reich: D. Lieven, *Russia as Empire and Periphery*, in: Ders. (Hrsg.), *The Cambridge History of Russia*. Bd. 2: *Imperial Russia, 1689–1917*, Cambridge 2006, S. 9–26, hier 20.

35 Diesen Begriff verwendete Peter Haslinger in der Diskussion am 1. Dezember 2006.

36 Vgl. sehr instruktiv für das Russländische Reich: D. Yaroshevski, *Empire and Citizenship*, in: D. R. Brower, (Hrsg.), *Russia's Orient: Imperial Borderlands and Peoples, 1700–1917*, Bloomington/Indianapolis 1997, S. 58–79.

37 Der Vergleichsfall Irland könnte aus osteuropäischer Sicht besonders interessant sein. Vgl. T. McDonough (Hg.), *Was Ireland a Colony? Economics, Politics and Culture in Nineteenth-Century Ireland*. Dublin 2005.

38 M. Borgolte, *Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr.*, München 2006.

großen Nationen Europas die zentrifugalen Kräfte den zentripetalen zumindest die Waage. Portugal und Spanien waren nur mit *einer* Facette ihres Selbstbewusstseins und ihrer realen „Vernetzung“ im üblichen Sinne „europäisch“. Eine solche Überseefixierung hielt in Spanien bis zum Spanisch-amerikanischen Krieg 1898 an, in Portugal vielleicht sogar bis zum Sturz der Diktatur und der beginnenden Auflösung des afrikanischen Kolonialreiches 1974. Die Regionen am Nordrand des Mittelmeers (Südfrankreich, Süditalien, die Küstenstriche des Balkan) waren seit der Antike stark auf Nordafrika und die Levante hin ausgerichtet. Die politische Klasse und die Bevölkerung Großbritanniens mochten sich, wie neuerdings betont wird, um ihr Empire nicht besonders gekümmert und es professionellen Soldaten und Administratoren überlassen haben, aber als Angehörige einer dicht verwobenen europäischen Völkergemeinschaft fühlten sie sich *auch* nicht.

Es ist daher gar nicht so einfach, vor 1918 „überzeugte Europäer“ zu finden, und die ambivalente Situation Russlands war daher gar nicht ungewöhnlich. So wie Russland zwischen Europa und Asien stand, so Spanien zwischen Europa und Amerika. Das Zarenreich war nicht in dramatischem Umfang weniger „europäisch“ als die europäischen Imperien. 1897 lag der Anteil der Russen an der Gesamtbevölkerung des Reiches (ohne Finnland) bei höchstens 43 Prozent.<sup>39</sup> 1911 hatten die britischen Inseln eine Gesamtbevölkerung von 41 Millionen. Im Empire lebten damals beinahe 395 Millionen Untertanen der Krone.<sup>40</sup> Nur neun Prozent der Bewohner des Empire waren also Briten. Auch im Falle der Niederlande wedelte der koloniale Schweif mit dem metropolitanen Hund. Da nun Westeuropa auch nicht immer so „europäisch“ war, wie es sich heute gerne sieht, steht Russland unter keinem Rechtfertigungszwang, in *dieser* Hinsicht seine europäische Legitimität aufzupolieren. Allerdings ist auch das russische imperiale und koloniale Sündenregister lang und ist dem der keineswegs zimperlichen Franzosen durchaus vergleichbar. Es ist auch – siehe Tschetschenien – noch keineswegs geschlossen.

39 A. Kappeler, Rußland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall, München 1992, S. 233.

40 B. Etemad, La Possession du monde: Poids et mesures de la colonisation (XVIIIe–XXe siècles), Brüssel 2000, S. 231 (Tab. 21).